

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 7 (1939-1940)
Heft: 9

Nachruf: Zur Erinnerung an Ernst Gagliardi : 1882-1940
Autor: Ch.s / F.E.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Erinnerung an Ernst Gagliardi

1882—1940

I

Der Mensch.

„Alles Vornehme ist stiller Natur“, dieses Wort Goethe's zeichnet den so früh Verschiedenen, den Alle, die ihm näher getreten waren, in eigener Weise lieb gewonnen hatten und verehrten. Das bedeutende Werk des Historikers wird an anderer Stelle von berufener Seite gewürdigt, dem Menschen, dem Freunde, seien diese Gedenkworte gewidmet.

Die Lehre Lavater's, eine Physionomie sei nicht allein nach Auge und Stirn, auch nach Mund und Mundwinkeln zu beurteilen, bewahrheitet sich an Gagliardi: die ausdrucksvolle Linie des Mundes, die Feinheit des Lächelns offenbarten das Stille, Sensible, Zurückhaltende in ihm und die Vornehmheit seines Wesens, die ihm mit dem Geist die Distanz gab. In der Verfeinerung erblickte er den Prüfstein, das Signum der Kultur. Die Wahrheit war für diesen Schweizer Geschichtsschreiber die ausschliessliche Richtlinie, sie entsprach seiner Natur: ist nicht der Wahrheitssinn eine Eleganz und was bedeutet sein Gegenteil? „Nur Kultur und Barbarei sind für mich Dinge von Bedeutung“, sagte Goethe zu Eckermann. Gagliardi litt unter dem Unfeinen, dem Vulgären, das Grobe war ihm ein Greuel wie das Falsche.

Wie waren wir zusammengekommen? Durch meine Bibliophilie: ich hatte mich an ihn gewandt wegen eines seltenen Buches aus der Reformationszeit, und er gab mir in liebenswürdiger Weise die gewünschte Auskunft. Wir lernten uns später persönlich kennen als Teilnehmer an einer vom Journal de Genève vor bald vierzehn Jahren organisierten Gruppenfahrt nach Griechenland. Die Reise führte nach Athen, dann im Automobil über das vom Erdbeben einmal mehr zerstörte Korinth und über Mykene nach Argos und Sparta, weiter nach Olympia und Delphi. Von Athen aus besuchten wir Aegina und Sunium, zum Schluss die Insel Kreta.

Athen, das ich 1889 gesehen hatte, war nach Vertreibung der Griechen aus der Türkei zur Grosstadt geworden und zu einem

Touristen-Zentrum, zumal für Amerikaner: vor dem Aufgang zu den Propyläen stauten sich die Automobile wie vor einem Konzertsaal. Welche Aenderung seit meiner ersten Reise, als Athen eine harmlose kleine Residenz war und keinen Fremdenbetrieb kannte! Ich schilderte Gagliardi wie ich damals ungestört beschauliche Tage auf der Akropolis verbrachte, wie ich dann zu Pferde mit einem Führer den Peloponnes durchquerte und den Berg überschritt, auf dessen Höhe die Ruinen des von Erdbeben und Menschenhand zerstörten Apollotempels von Bassae stehen, wie ich von einem heiligen Schauer ergriffen wurde, als in der wilden Umgebung zwischen Felsblöcken und Eichen die Säulen des Tempels vor meinen Augen erschienen. Diesen Schauer erlebte Gagliardi mit mir beim Anblick der grandiosen Landschaft von Delphi, die einzig ist in ihrem erhabenen Ernst und dem Zauber ihrer Vergangenheit. Wir stiegen den Abhang hinan und liessen uns nieder auf der obersten Stufe des die heilige Stätte dominierenden Theaters und staunten über Menge und Grösse der erhaltenen und ausgegrabenen Reste von Tempeln und andern Gebäuden in diesem abgelegenen Hochtal. In dem Museum, das die wieder zu Tage gebrachten Kunstwerke birgt, standen wir in stummer Bewunderung vor dem bronzenen Wagenlenker, der seinesgleichen nicht hat in seiner Art und Lebendigkeit.

In Olympia waren wir nicht einig über den berühmten Hermes des Praxiteles. Gagliardi nannte ihn eine Alabasterfigur (Barrès hatte die Zensur „pommadé“ gewagt), während ich meinem früheren Eindruck vollendeter Schönheit treu blieb. Beide aber waren wir ergriffen von dem grossartigen, machtvollen Charakter archaistischer Skulpturen, die auch ich über den Hermes stellte. Vieles war zu entdecken und zu verehren in den umherliegenden Funden des Ausgrabungsareals inmitten blühender Anemonen. Gerührt standen wir vor der unversehrt erhaltenen marmornen Startlinie des Stadions, an der die Kämpfer zum Wettlauf antraten.

Warum ich dies erzähle? Weil ich den Vorzug gehabt habe, mit Gagliardi zusammen zu sein in einer Oase seines durch Benediktinerarbeit erdrückten Lebens und Zeuge war, wie seine Künstlernatur sich dem Genuss des Schauens und Bewunderns hingab. Vielleicht bin ich der einzige, der in solch hellen

Tagen sich in seiner Nähe befand. Seine Reisen in Italien, in Spanien, Frankreich und andern Ländern hat er wohl allein ausgeführt; sie waren seine Erholung, sein Glück, sein Ueberirdisches auf dieser Welt, möchte ich sagen. Griechenland hat er noch einmal besucht, jährlich ging er nach Italien, wo er zu Hause war wie im Valmaggia. Er kannte die Wunder der von Palladio gebauten, vom Veronese mit Fresken geschmückten Villa bei Masèr. Ueberall wusste er Bescheid, für Sizilien gab er mir wertvolle Winke.

Als ich vor Jahren aus Neapel zurückkehrte, entzückt von den endlich in vollendeter Weise in einem eigenen Saal im dortigen Museum ausgestellten berühmten Tapisserien der Schlacht von Pavia, und Gagliardi davon erzählte, brachte er mir seine illustrierte Studie über diese wunderbaren Kunstwerke. Gesehen hatte er sie noch nicht, er sollte sie erst später zu Gesicht bekommen; auf Grund von Reproduktionen hatte er sie in lebendiger, fesselnder, mich erstaunender Weise beschrieben.

Inzwischen waren die Bande der Freundschaft immer enger geworden. Gagliardi gehörte zu dem Kreise, der sich an Sonntagen zur geselligen Speisestunde, wie Goethe sagt, einfand auf einem Landsitz am Zürichsee. Lebhaft, ernste, heitere Gespräche wurden geführt: die Gäste — Gelehrte, Lehrer zugleich und Schriftsteller — waren freien Geistes, von Liebe zur Literatur, zur bildenden Kunst und zu allem Schönen erfüllt, Gagliardi auch zur Musik. Man erging sich an den Gestaden des Sees im Anblick einer Landschaft, die zu den köstlichsten zählt. Die Zusammenkünfte präsierte eine Frau, welche Gagliardi's Sympathie von Herzen erwiderte und die Feinheit seines Wesens und Geistes schätzte. Wenige Wochen vor ihm ist sie aus dieser Welt geschieden, kurz vorher hatte sie ihn noch an seinem Schmerzenslager besucht; die Erinnerung an die in ihrem Haus verbrachten sonnigen Stunden war in ihm lebendig geblieben.

Diskret und abgetönt waren im Gespräch die Bemerkungen Gagliardi's, wie massvoll wusste er zu widersprechen! Er war stets bedacht, zu redressieren, was nicht ganz der Realität entsprach und zu moderieren, was ihm zu scharf oder gewagt schien — er tat es leise. Sein Kunstempfinden hatte das zarteste Verständnis für alles Schöne. Es war mir ein Genuss mit ihm zu-

sammen Porträt-Stiche anzusehen und seine feinen Reflexionen zu hören — er selbst besass viele Stücke. Seine Briefe, deutsch und französisch, habe ich aufbewahrt, sie tragen den Stempel seiner delikaten Sensibilität, aus Italien schrieb er italienisch. Rührend, ja für den Empfänger beschämend, lautete der Ausdruck seines Dankes für eine Gastfreundschaft, die dem Gastgeber das Meiste bot; und in Allem, welche Bescheidenheit, welches Zurücktreten der eigenen Person! Ich musste ihm einmal antworten: „Aber was bin ich neben Ihnen, was ist meine Leistung verglichen mit Ihrem Werk? Sie haben sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt, Ihr Name als Geschichtsschreiber wird bleiben“. Das wollte er in seiner Bescheidenheit nicht gelten lassen. Unter sein Bild gehörte der alte Spruch:

sola gaudet humilitate Deus.

Es ist tragisch, dass ein Mann von dieser Selbstlosigkeit und geistigen Höhe, der ein solches Werk hinterlässt, schwer hat leiden müssen, oft seelisch und zuletzt lange physisch. Am schmerzvollsten wurde für ihn die Erkenntnis, dass er sein Lehramt wegen seines Gesundheitszustandes werde niederlegen müssen. Nun hat er ausgelitten, die Erde in seinem geliebten Prato wird ihm leicht sein. Im Geiste seiner Freunde lebt er weiter.

Ch. S.

II

Das Werk.

Es ist der Triumph der Persönlichkeit, dass ihre Leistungen als zwingend wirken; dass deren Betrachter sie wohl anders aus anderer Hand, aus dieser aber nur so denken kann. Dies gilt ganz und gar vom Werk Ernst Gagliardis, das vorzeitig abgebrochen und doch als ein Ganzes vor uns steht. Wenn es wohl auf keiner Seite eine andere Führerin anerkennt als die Wahrheit, so verrät es ebenso mit jedem Hauch den zugebornen Pflichtenkreis: die Heimat. Die Vaterlandsliebe Ernst Gagliardis war die schönste, die sich denken lässt — sie war identisch mit seiner Menschlichkeit. Gewiss hätte er in beruhigteren Zeiten seine Forschungen sich unbekümmerter in der Welt ergehen lassen. Aber die stoffliche Beschränkung auf das Nationale und schliesslich Lokale, die sich ihm gebieterisch aufdrängte, hatte anderseits nie eine Begrenzung seines Horizonts zur Folge: er

endete, wie er begonnen, als schweizerischer Weltbürger innerster und oft genug ausgesprochener Ueberzeugung. Ich möchte die internationale Stellung der Schweiz — dieses Problem im weitesten Sinn gefasst — überhaupt als eine seiner tiefsten Präokkupationen bezeichnen. Es darf als symbolisch angesprochen werden, dass seine erste Arbeit die, von uns aus gesehen, peripheren Titelworte trägt: „Novara und Dijon“. Danach bedeutet Gagliardis Schaffen während eines Jahrhundertdrittels bis zu seinem Tode sozusagen eine kolossale Paraphrase dieses Ausgangsthemas. Von einem unerschütterlich festen Standpunkt aus hat er in wahrhaft strategischen Ausfällen seiner nie versagenden Wissenschaft Jahrhunderte rückwärts und vorwärts erobert, um alles Erworbene in dem Werk zusammenzufassen, das ihn am bekanntesten gemacht und ihm die meisten Ehrungen eingetragen hat, nämlich seiner „Geschichte der Schweiz von den Anfängen bis zur Gegenwart.“

Gagliardis Schweizergeschichte ist sein Sorgenkind gewesen und geblieben. Ihre zweite Fassung weist den dreifachen Umfang der ersten Fassung auf. Ich bezweifle, dass sie ihm ganz genügte. Denn mit seinem eigentlichsten Forschungs- und Ausdruckselement, welches die Monographie gewesen ist, war im vorliegenden Fall eine durchgehende Egalität der Darstellung praktisch gar nicht zu erreichen. Umso erstaunlicher ist innerhalb dieser Einschränkung das tatsächlich Geleistete. Nicht nur hat in diesem Ausmass und auf dieser Urteilshöhe nie zuvor ein Einzelner die fragliche Gesamtaufgabe zu lösen unternommen, sondern es wurden der Lösung auch kaum je so viele neue Gesichtspunkte einverleibt. Ueber den relativen Grad ihrer Vollendung hinaus wird Gagliardis Schweizergeschichte langhin das Durchgangsstadium der schweizerischen Historiographie unseres Zeitalters bezeichnen. Wie freilich die föderalistischen Momente in einer Bundesgeschichte sich angemessen auswirken können, bleibt auch künftig zu sagen schwer genug. Wohl aber kann man beweisen, dass eine innere Bereitschaft dafür, ein latentes Verlangen danach in Ernst Gagliardi vorhanden war. Auf der Grundlage seines politisch-kulturellen Gleichgewichts wird die schweizerische Geschichtsforschung noch manchen friedlichen Sieg erringen und dagegen zu kämpfen fortfahren, dass vergessen werde, was er zuletzt vom Bund der Eidgenossen

sagte: „Er bleibt, wie in früheren Jahrhunderten, durch geographische Lage, durch Zusammengehörigkeit verschiedener Volksrassen bestimmt. Asylrecht, geistige Toleranz gehören zu seinen massgebenden Charakterzügen. Freiheit, Recht stellen seine wichtigsten Errungenschaften dar. Mit ausschliesslicher Hinwendung an das eine oder andere Nachbarsystem, bei nationalistischer Verengerung des Gesichtskreises, würde er sein innerstes Wesen verlieren!”

Es wurde bemerkt, Gagliardis eigentlichstes Forschungs- und Ausdrucksmittel sei die Monographie gewesen. Seine zahlreichen Monographien erheben sich vom Zeitschriftenaufsatz bescheidenen Umfangs bis zum erschöpfenden Standardwerk. Es findet sich darunter ein Lebenslauf Papst Julius II, eine Deutung der Schlacht von Pavia, Zuständliches aus der Zeit des Schwabenkriegs, eine Entstehung der schweizerischen Neutralität, ein mittelalterliches Quellenheft, eine Dokumentensammlung zu Hans Waldmann, eine neu fundierte Erzählung der Mailänder Feldzüge, eine eminente Zürcher Universitätsgeschichte, eine ausgebaute Würdigung Alfred Eschers und eine Darstellung der Entlassung Bismarcks. Die beiden letztgenannten Werke möchte ich in mehrfacher Hinsicht am höchsten stellen. Gagliardis unromantische, unsentimentale, durch und durch männlich realistische Geschichtsbetrachtung hat hier ihren machtvollsten Ausdruck gefunden. Durchleuchtung und Ordnung unendlich komplizierter Tatbestände, Dominierung alles Stofflichen durch souveräne Urteilstkraft, mit einem Wort Reife als Kunstwerk scheint mir insbesondere erreicht in dem bisher allein erschienenen Band 1 von „Bismarcks Entlassung.” Gagliardis Sprache hat meines Bedünkens die völlig in sich ruhende Form nie gefunden; sie blieb stets dem geistigen Ringen des Autors verhaftet; aber sie kennt dafür nicht selten, wie in den die Erbitterung nicht scheuenden Auseinandersetzungen mit dem alten Bismarck, eine stupende Deckung mit der Sache. Man liest das uns längst vorliegende und uns vertraute Buch mit den nämlichen Gefühlen wieder, mit denen man einem bekannten Stück im Theater beiwohnt — die Spannung gilt nicht mehr dem Ausgang, sondern den genial eingesetzten Mitteln. Band 1 behandelt lediglich innenpolitische Aspekte, Band 2 sollte die aussenpolitische Sphäre jenes weltgeschichtlichen Tagesereignisses abhandeln.

Es kann hier nur angedeutet werden, dass die Schweiz ein besonderes Interesse daran hätte, eine unwiderlegliche Information darüber zu erhalten. Wenn Band 2, der im Manuskript vorliegen dürfte, auch nur die halbe Höhe des ersten erreichte, so würde uns damit noch aus dem Grabe ein ungewöhnliches Geschenk zu teil.

Die kompetentesten Aeusserungen über Ernst Gagliardi, die bei Gelegenheit seines allzu frühen Hinschieds fielen, bezeugten ausnahmslos die eigentümliche Intensität, die seinem Werk und seinem Wirken eigen war. Sie bezeugten ferner, bewusst oder unbewusst, die strenge Distanz, in welcher er der Welt gegenüber verblieb. Wir meinen diese Distanz durch unsre eigenen Zeilen auch keineswegs übersprungen, sondern höchstens bestätigt zu haben. Wir hätten sogar geglaubt, mit einem solchen Versuch, sofern er überhaupt denkbar ist, Unrecht zu tun. Ich möchte beinah sagen, es sei Ernst Gagliardi das stolze Schicksal zuteil geworden, dies Leben als ein Unbeschriebener zu verlassen. Wenn mir ein letztes persönliches Wort zu sagen verstattet ist, so möchte ich meinen Eindruck von seinem Erdengang dahin zusammenfassen, dass er in steter Haltung und zugleich leidenschaftlich mit unserm Kosmos verbunden war. Bei seiner Feinnervigkeit bedingte ein solches Verhältnis die mannigfachste Pein. Trat dieselbe nach aussen auch nur selten in Erscheinung, so war sie vom Einsichtigen doch wohl zu erahnen. Leben und Schaffen wurden ihm durch die europäischen Vorgänge des letzten Dezenniums auch keineswegs erleichtert. Er besass eine ziemlich skeptische Vorstellung von der Zukunft unsres Kontinents. Ich werde aber nicht vergessen können, dass ich ihn zwar oft erschüttert, doch nie verzagt gesehen habe. Genährt durch ein Jahrtausendwissen, sträubte er sich gegen die Annahme eines totalen Kulturzusammenbruchs. Er war insbesondere davon überzeugt, dass das menschliche Geschehen natürlichen Regeln unterstellt und blosser Willkür eine natürliche Grenze gesetzt sei. Man hätte ihm, der niemals grosse Worte machte, den Glauben zusprechen mögen, es gehe hienieden letztlich mit rechten Dingen zu. Oder, ausgedrückt mit dem Bild des Grossmeisters aller Historiographie: im säkularen Kampf zwischen Aufbau und Zerstörung siege schliesslich die Ordnung der Sittlichkeit.

F. E.